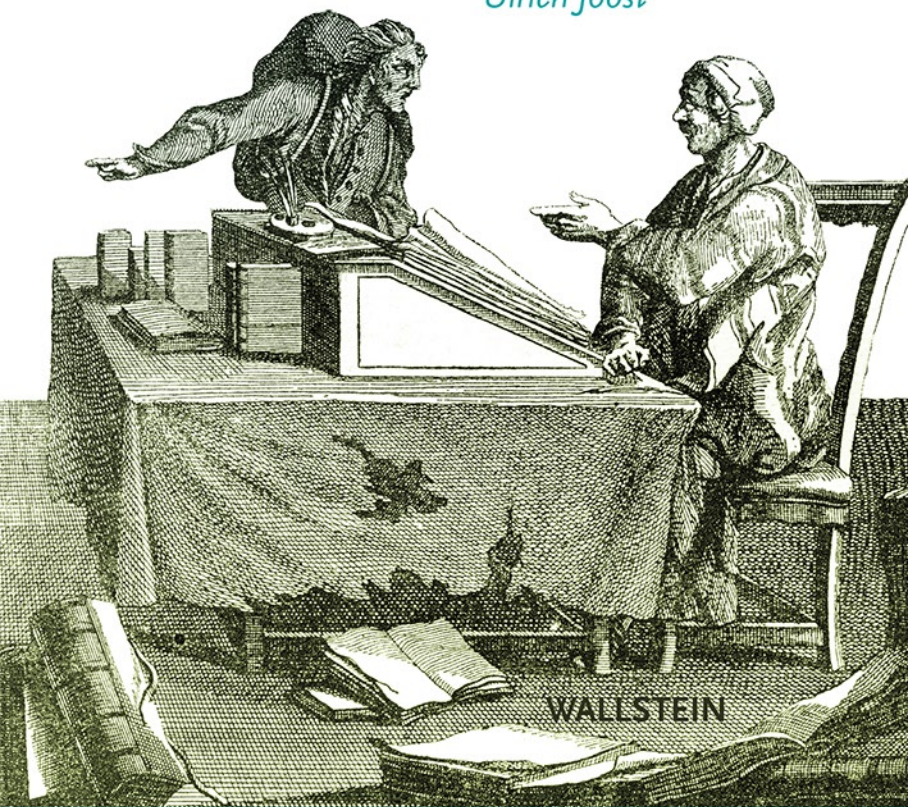


Jürgen Stenzel

VORSCHULE DER LITERARISCHEN WERTUNG

Essays

*Herausgegeben von
Ulrich Joost*



WALLSTEIN

Jürgen Stenzel
Vorschule der literarischen Wertung
Essays

Jürgen Stenzel

Vorschule der
literarischen Wertung

Essays

Herausgegeben von
Ulrich Joost



WALLSTEIN VERLAG

Wir danken der C.H.Beck-Stiftung
für die großzügige Förderung.

Inhalt

Geleitwort des Herausgebers	7
KAPITEL 1	
Über Lichtenbergs Sudelbuchnotiz E 311	
<i>Anstelle eines Mottos</i>	25
KAPITEL 2	
Zur Begründung literarischer Werturteile	28
KAPITEL 3	
Nochmals: Die Begründung literarischer Werturteile und das Phänomen der Bestimmungsleistung	47
KAPITEL 4	
Literaturgeschichte als Wertungsgeschichte	61
KAPITEL 5	
Das erste Knopfloch	
<i>Vom Wert literarischer Werturteile</i>	85
KAPITEL 6	
Literarische Wertung in Kritik und Wissenschaft	113
KAPITEL 7	
Literarische Wertung in nuce	
<i>Über Urteils Worte</i>	124
KAPITEL 8	
Symbolische »Scheitholzflöß-Anarchie« oder Meisterschaft und Dilettantismus	
<i>Zu Goethes Brief an Zelter</i> <i>vom 16. bis 19. März 1818</i>	155

KAPITEL 9

Kitsch ist schlecht. Aber was heißt das?

Wertungstheoretische Überlegungen zum

Kitschbegriff 181

KAPITEL 10

Ästhetischer Dilettantismus in der Literatur

Private Absicht und ästhetische Präention 195

KAPITEL 11

Behauptungen

Elazar Benyoëtz zum 70. Geburtstag 205

KAPITEL 12

Enzyklopädisches Stichwort ›Wertung‹

Beurteilung literarischer Gegenstände. 210

Nachweis der Erstdrucke. 220

Anmerkungen 222

Literatur

Quellen 235

Untersuchungen 238

Register

Erwähnte/zitierte Schriftsteller und Künstler

mit ihren Werken 243

Stichwörter 249

Geleitwort des Herausgebers

Man würde sowohl nach der Lektüre der hier gesammelten Aufsätze und Vorträge als auch nach der persönlichen Begegnung mit ihrem Verfasser, Jürgen Stenzel, jedenfalls zuallerletzt an einen »Mandarin« denken, wie man in der Kaiserzeit vor dem Ersten Weltkrieg und noch in der Weimarer Republik jenen Typus des beherrschenden (und eben auch oft so herrschsüchtigen wie rechthaberischen) Wissenschaftlers auf deutschen Lehrstühlen nannte – eher an das genaue Gegenteil. Man verließ nämlich seinen Vortragssaal und Seminarraum ebenso wie den Ort des Gesprächs mit ihm oder den Lesesaal, in dem man ihn studiert hatte, niemals gedemütigt, sondern vielmehr allemal bereichert durch überraschende Einsichten und nachhaltig beschädigte Vorurteile – kurz: beladen mit hinlänglichem Stoff zum Nachdenken und manchmal auch Stillschweigen. Viel machte er dabei nicht von sich her, und so blieb er ein Geheimtipp im kleinen Kreis der Schüler und Kollegen; dies nicht zuletzt, weil er auch so urban wie entschieden die Unzulänglichen zu kritisieren verstand.

Nach seinem Abitur hatte Jürgen Stenzel in Göttingen und Münster Germanistik, Philosophie und Theologie studiert, eigentlich um Gymnasiallehrer zu werden. Aber schon bald erkannten solche Lehrergestalten wie Albrecht Schöne, Ernst Käsemann, Friedrich Gogarten und Günther Patzig, die ihn geprägt haben, seine Fähigkeiten, und sie änderten den Kurs seiner Laufbahn zu der eines akademischen Gelehrten – ohne dass er doch sein Talent als Lehrer je verloren oder gar verraten hätte.

Aber zahlenmäßig hat Jürgen Stenzel – durchaus nicht aus Schüchternheit – wenig publiziert, und so lesbar seine Abhandlungen sind, so gediegen ist jede einzelne von ihnen, im

Wortsinn dieses Epithetons, das sich ja ursprünglich auf die Reinheit von Edelmetallen bezieht. Ein ›Wenigschreiber‹ ist er durch seine ganze Laufbahn hindurch geblieben. Die Anregungskraft indessen, die von seinen Schriften ausgehen konnte und bis heute ausgeht, hat keiner so treffend beschrieben wie der Stuttgarter Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer, und zwar anhand von Jürgen Stenzels Dissertation *Zeichensetzung*, mehr als vier Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen:¹

Stenzels genau beobachtende und gedankenreiche »Stiluntersuchung an deutscher Prosadichtung« [so lautet der Untertitel dieses Buchs] haben meinen Blick für die Bedeutung der Interpunktion geschärft.²

Allerdings: Wenn es überhaupt je so etwas wie eine ›Göttin-ger Schule‹ in der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft und im Umkreis solcher Lehrer wie Wolfgang Kayser und Albrecht Schöne in den Fünfziger- bis Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts gegeben hat, dann beruht ihr Profil auf dem Umstand, dass sie in striktester Empirie im je Einzelnen und Kleinsten das Ganze des literarischen Werks zu erkennen sucht (also eigentlich nur einen Grundsatz der Hermeneutik auf seine Spitze treibt) – und die auf diesem Wege gewonnenen Erkenntnisse erst jeweils auf Werk, Gattung und Epoche zurückbeziehen und dann auch zu verallgemeinern vermag. Das gilt für die Arbeiten der Meister³ ebenso wie für die der Schüler, ich nenne hier stellvertretend für mehrere nur Christian Wagenknechts Untersuchung zum Wortspiel bei Karl Kraus, Ernst-Peter Wieckenbergs zur Geschichte der Kapitelüberschrift, Volker Sinemus' zur Poetik und Rhetorik im frühmodernen deutschen Staat, Harald Frickes Grundlinien einer Norm-Abweichungstheorie in den Untersuchungen zur Sprache der Literaturwissenschaft – *e tutti quanti*.⁴ Als eine der frühesten der aus jener Schule und ihrem Ethos

erwachsenen Arbeiten steht eben auch die Studie zur *Zeichensetzung* – in stolzester Bescheidenheit mit der Sentenz an ihrem Schluss »Alle Wege führen nach Rom, sagt man«. Doch der Verfasser leitet aus dem treffenden Bild dieser Redensart gleich die folgende kleine Allegorie ab:

Wenn aber nicht nur die Hauptstraßen und Feldwege, sondern sogar dieser unscheinbare, kaum bemerkbare Pfad nach Rom führt, so erweist sich darin eindrucksvoll, welche ordnungsbildende Kraft diesem Zentrum mit wirklichem Recht zugesprochen wird.⁵

Wahrhaftig: »Die Metapher ist weit klüger als ihr Verfasser«, sagt Lichtenberg. Einer solchen Wege-Allegorie wird der Leser vorliegenden Büchleins in Kapitel 4 (S. 62) wiederbegegnen. Doch ich greife vor.

Die meisten von Jürgen Stenzels Abhandlungen sind aus Vortragsverpflichtungen erwachsen, und so zeichnen sich seine besten Arbeiten stilistisch noch zusätzlich durch ihre Publikumszugewandtheit aus und durch eine fast romanische *clarité*. Ich nenne an dieser Stelle nur für so viele andere beispielhaft zwei, die nicht in den hier zur Rede stehenden Themenzyklus gehören, aber gleiche Eigenschaft aufweisen: »Zum Erhabenen tauglich«⁶ oder »Venus / komm vnd frewe dich«. ⁷ Seine literaturhistorischen, ästhetischen und interpretatorischen Arbeiten sind dabei alle untermauert durch solideste philologische Handwerkskunst. Schon als junger Assistent besorgte er 1969 mit staunenswertem Überblick in Walther Kilys *Epochen der deutschen Lyrik* im Deutschen Taschenbuchverlag den 5. Band (1700-1770) und gab bei Reclam die Gedichte der beiden zu ihrer Zeit höchst erfolgreichen, heute halbvergessenen Anakreontiker Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1969) und Ewald von Kleist (1971) heraus. Ihnen folgte in den »Deutschen Neudrucken« die Gesamtausgabe des nachbarocken Klassizisten Friedrich Rudolf Lud-

wig von Canitz (1982), lange bevor Wilfried Barner ihn mit den ersten beiden Bänden der Werke Gotthold Ephraim Lessings (1743-1750 und 1751-1753) in der »Bibliothek Deutscher Klassiker« betraute (erschieden 1989 und 1998). Er entledigte sich auch dieser Aufgabe gewohnt umsichtig und zuverlässig: Sparsam, aber nichtsdestoweniger gründlich kommentierte er die Texte aus dieser frühen Phase der Dichtung und Kritik in Lessings Werk. Das war freilich nötig, denn außer Verfasserschaftsuntersuchungen gab es in den früheren Editionen der Werke Lessings für diese Periode recht wenige Vorarbeiten. Indessen ist der Kommentar zu den oft spröden und dem heutigen Leser allzu fern gerückten Schriften besonders nötig, und folgerichtig umfassen die Anmerkungen des ersten Bandes ein Drittel des Gesamtumfangs, der des zweiten sogar fast die Hälfte. Dazu schaute sich der Herausgeber damals auch (unter anderem!) sämtliche Bücher, die Lessing da rezensiert hatte, selber an – und konnte dadurch einige seit anderthalb Jahrhunderten in den Werkausgaben immer weiter mitgeschleppte absurde Textfehler berichtigen: So entpuppte sich (als ein Beispiel von mehreren) bei Lektüre eines dieser rezensierten Bücher das unverständliche *Hapax legomenon* »eigenmäßig« in Lessings Bericht über Toussaints *Histoire des Passions ou aventures du Chevalier Schroop* als bloße Verdeutschung des französischen »gigantesque« in einem zumal erst später besprochenen Buch desselben Verfassers – und ließ sich damit als Lesefehler des ersten Zeitschriftensetzers für das allerdings in der deutschen Schrift (zumal in Lessings Kalligraphie) recht ähnlich aussehende »riesenmäßig« rekonstruieren⁸ – *Minima curat praetor!* sollte das römische Sprichwort richtig lauten, nämlich unverneint.

Daneben hat Jürgen Stenzel seine akademische Lehrtätigkeit immer besonders ernst genommen. Unmittelbar nach erfolgter Promotion unterrichtete er in Göttingen als Assistent seines Lehrers Albrecht Schöne von 1966 bis zum Frühjahr

1974 Neuere deutsche Literaturwissenschaft, bis er nach erfolgter Habilitation den Ruf auf eine Professur an der Universität Braunschweig annahm, welche er bis zur Entpflichtung 2002 innehatte, unterbrochen nur und vor allem von einer vierjährigen Gastdozentur an der Hebrew University in Jerusalem (1983-1986). 1998 wurde er zum Präsidenten der Lessing-Akademie in Wolfenbüttel gewählt, welches Ehrenamt er bis 2008 erfolgreich wahrnahm.

Als Lehrer war er prägend ohne Aufdringlichkeit, dabei verbindlich, tolerant und humorvoll. Als 1977 viel über allgemeine Verwahrlosung im akademischen Unterricht geklagt und diskutiert wurde, fand er die Zielrichtung dieser Kritik teilweise abwegig. Seine liberale Anrede bei Vorlesungsbeginn »Sehr geehrte Studentinnen und Studenten, liebe Hunde« wurde schon weit über Braunschweigs Grenzen hinaus kolportiert, als er sich in einem Leserbrief an die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* zu Wort meldete, der schon in der darauffolgenden Woche im Magazin *Der Spiegel*⁹ zitiert wurde und der Erinnerung wert ist. Darin berichtet er nämlich,

daß seit Jahren an meinen Seminaren und Vorlesungen ein Dackel teilnimmt, der sich, wie die meisten anderen Studenten auch, durchweg rein rezeptiv verhalten hat [...] sein Talent offenbarte sich bei seinem ersten und einzigen Bel-len, das er – hierin abweichend von vielen anderen Studenten – an der richtigen Stelle erhob: Es war gerade von Raimunds »Alpenkönig« die Rede (>Chor. So leb denn wohl, du stilles Haus. Wir ziehn betrübt aus dir hinaus.< Der Hund: Hau hau! Sic!). Seine inzwischen aufgehäuften gründlichen Gelehrsamkeit berechtigt zu den schönsten Hoffnungen.

Und nicht ganz ohne Stolz erzählte Jürgen Stenzel gern davon, wie er in einem Seminar in Jerusalem einmal eine halbe Stunde lang ein Altersspektrum von 82 Jahren unterrichtet

hat, bis die jüngste Teilnehmerin hinausgetragen werden musste, um sich stillen zu lassen – was die älteste (die Pianistin Alice Herz-Sommer) zutiefst bedauert habe. Indessen war er doch seinen Eleven gegenüber bei aller Urbanität und Konzilianz ziemlich kompromisslos, wenn es um sachliche Richtigkeit, Logik der Argumentation und sprachliche Qualität der Darstellung ging. Oberflächlichkeit und Geschwafel verachtete er.

Als Jürgen Stenzel Anfang der Siebzigerjahre das Feld der Wertungstheorie betrat, war es noch kaum beackert, und die ersten Bücher, die seinerzeit zu ihr erschienen, sind zumal oft von tiefer Ratlosigkeit gezeichnet. Was er in den folgenden vier Jahrzehnten in Vorträgen und Abhandlungen zum Thema beigetragen hat, ist von der vor allem seit den Neunzigern deutlich erstarkten Forschung aber offenbar nur recht wenig beachtet worden; das verwundert. Der publikationsscheue Wenigschreiber hat sich offenkundig auch allzu wenig aufgedrängt. Immerhin verbreitete er seine Thesen auch im akademischen Unterricht und im Freundeskreis. Ich selber hatte schon als Student zu Beginn meines fünften Semesters (November 1972) Stenzels zweiten (den öffentlichen) Habilitationenvortrag in Göttingen erlebt, der mich tief beeindruckte: »*Si vis me flere ... – Musa iocosa mea*. Zwei poetologische Argumente in der deutschen Diskussion des 17. und 18. Jahrhunderts.« Was man dem ein bisschen philologisch-trocken scheinenden Titel ohne Kenntnis der römischen Dichtung nicht gleich abmerken kann: Hier wurde in einer Dreiviertelstunde eine Entstehungsgeschichte des nicht nur für die neuzeitliche Literaturrezeption so wichtigen Empfindungspostulats skizziert.

Auch seine Göttinger Habilitationsschrift *Ästhetischer Dilettantismus in der Literatur. Private Absicht und ästhetische Präntention* hat Stenzel bis heute nicht als Buch publiziert – »es muss doch nicht *alles* gedruckt werden«, parierte

er jedwede einschlägige Ermahnung und Bitte. Aber aus dieser Untersuchung hatte sich das neue Forschungsfeld herauskristallisiert – und stieß unmittelbar auf das größte Interesse inner- und außerhalb der Universität. Ging es dort noch vorrangig um die Beurteilung des Kunstcharakters literarischer Werke im literaturgeschichtlichen Prozess vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, so spiegelte sich schon in der Diskussion zur Annahme dieser Untersuchung durch den Fachbereich Philosophie der Göttinger Universität die damals wie heute weitverbreitete Unfähigkeit zu logikfundierter Wertung in den Reaktionen selbst gebildeter und in ihrem Fach herausragender Wissenschaftler. Ja es verstieg sich einer von ihnen, den Stenzels vernichtende Analyse des ästhetischen Dilettantismus Heinrich Bölls, dessen aufdringlicher Symbolik und dessen »Vorsprecherei der Empfindungen«¹⁰ tief gekränkt hatte, zum Vorwurf eines »vollständigen Mangels jeglicher Erudition« beim Habilitanden.

Davon wusste ich nichts, wollte aber endlich Wertung verstehen, als ich bei Jürgen Stenzel noch im Wintersemester 1973/1974, während dessen der Privatdozent soeben den Ruf nach Braunschweig erhalten hatte, ein Hauptseminar zu »Problemen der literarischen Wertung« (sein letztes in Göttingen) besuchte, und es wurde mir damals (schmerzhaft!) klar, warum Heinrich Böll gewiss den Friedensnobelpreis verdient hätte, nicht aber 1972 den für Literatur. Ein Lustrum später begegnete ich (nun als »kleiner Bruder« aus dem Doktorandenkolloquium von Albrecht Schöne und dessen wissenschaftlicher Mitarbeiter) dem Älteren wieder auf einer Exkursion des Kolloquiums nach Weimar, an der er noch als Gast teilnahm, dann wiederholt bei Abendgesprächen in der Wolfenbütteler Bibliotheksgeselligkeit, wo er mühelos in der Lage war, bei einem Glas Wein binnen einer Stunde seine komplette Wertungstheorie, die inzwischen klare Konturen bekommen hatte, so präzise wie verständlich zu skizzieren

beziehungsweise Einzelprobleme auch kontrovers weiter auszuführen. Ganz so, wie seine editorischen und literaturgeschichtlichen Arbeiten von Unterscheidungsfähigkeit und Augenmaß in Kritik und Aufwand geprägt sind, so vermochte er es, die unversehens nur mehr scheinbar schwierigen theoretischen Probleme, über die er freilich lange nachgedacht hatte, zu ordnen, sie verständlich zu machen und Lösungen in den vermeintlichen Aporien aufzuzeigen. Als er dann im April 1987 dem Göttinger Literaturwissenschaftlichen Kolloquium seine Thesen zum Thema »Literaturgeschichte als Wertungsgeschichte« vortrug (s. Kapitel 2), war der wieder nicht kleine Hörsaal ähnlich voll wie fünfzehn Jahre zuvor, und erneut war es – bei allem Widerspruch in der Diskussion, dem der Vortragende trefflich zu replizieren verstand – eine Sternstunde, zum Augenöffnen. Und längst hätte seither jemand statt der vielen Geschichten der Deutschen Literatur, an denen wahrlich kein Mangel ist, die von Stenzel postulierte neue schreiben können. Aber das ist bislang ausgeblieben.

Immer wieder haben seine Freunde ihn in den letzten zehn Jahren ermuntert, seinen Plan, über den schon ein Verlagsvertrag unterzeichnet war, endlich zu verwirklichen und seine verstreuten Einsichten in einem Buch bündig und zusammenfassend darzustellen. Über den detaillierten Aufriss zur Anordnung des Ganzen, worüber ich ihn gleich selber berichten lasse, und vereinzelt Notizen gingen jedoch seine Vorarbeiten nicht hinaus: Am Ende fehlte es ihm an Kraft, Ausdauer und Gesundheit.

Das Verdienst, schon vor geraumer Zeit die hier vorgelegte Sammlung von Jürgen Stenzels Einzelstudien als (zugegeben schwaches) Substitutum angeregt zu haben, gebührt Wolfgang Braungart. Schon als Doktorand hatte er sich mit den Arbeiten des Lehrers zur Wertungstheorie vertraut gemacht. 1991 wurde ihm das Glück zuteil, als Co-Dozent während einer Sommerakademie der Studienstiftung des deutschen

Volkes im idyllisch gelegenen Südtiroler Campill gemeinsam mit Jürgen Stenzel dieses Thema zu unterrichten. Zehn Jahre zuvor, im Wintersemester 1980/81, hatte er dessen wertungstheoretische Vorlesung an der TU Braunschweig gehört und bei ihm im Sommer 1981 dann das Staatsexamen abgelegt. Wie Stenzel mit einem ironisch-großzügigen »Nun, das sollten wir doch noch einmal genauer anschauen« die kecke und etwas leichtsinnige Behauptung seines Prüflings kommentierte, Thomas Manns *Zauberberg* kenne doch auch triviale Momente und insofern sei die Unterscheidung zwischen Hochliteratur und Trivilliteratur hinfällig, ist unvergessen. Solche Liberalität, Genauigkeit und solch heiterer Ernst prägten auch Stenzels Art, sein Braunschweiger Oberseminar zu leiten. Wenn sich die jungen Streithähne nicht selten mit forschenden Thesen gegeneinander aufstellten, genügte oft ein »Na, jetzt mal langsam«, um die hochschlagenden Wogen zu glätten. Dann wurden unter Stenzels Ägide die Argumente auseinandergenommen; und die geistige Geselligkeit (und auch die anschließende weltlichere) nahm keinen Schaden. Heftigem und wiederholtem Insistieren seines Doktoranden, der gerade eine lange Hegel-Phase hinter sich hatte, eine formale Wertungstheorie könne einen heillosen Wertungsrelativismus aber nicht verhindern, begegnete Stenzel in freundlicher Lakonie, das sei auch gar nicht ihre Aufgabe.

Leider musste Wolfgang Braungart dann aber doch zu Jürgen Stenzels, seinem eigenen und meinem größten Bedauern aus allzu großer Überlastung durch akademische Verpflichtungen und nun auch ernststen gesundheitlichen Rücksichten sein ursprünglich geplantes und sogar bereits öffentlich angekündigtes Mitwirken an der Herausgabe des Büchleins absagen.

Bei der Verwandlung von zwölf verstreuten Aufsätzen und Gelegenheitsarbeiten zu einem Buch war es noch das Geringste, die vielen verschiedenen Zitierweisen nach den

Style Sheets der ersten Publikationsorte zu vereinheitlichen. Schwerer wog indessen, dem veränderten Publikum Rechnung zu tragen und folglich manches, was der Redner nicht für nachweisenswert gehalten hatte, nun doch mit genauer Stellenangabe zu benennen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Zitate neuerlich geprüft und die zugrunde gelegten Ausgaben vereinheitlicht. Meine Eingriffe beschränken sich infolgedessen auf die Ergänzung zweier Schock Fußnoten, eines Verzeichnisses der zitierten Literatur und der Register. Am Text des Verfassers wurden (und auch dann nur mit seiner Zustimmung) höchstens sachliche Versehen berichtigt und ein paar im Lauf der Zeit überholte oder dadurch unverständlich gewordene Bemerkungen beseitigt. Lediglich einige vor der ersten Drucklegung gekürzte Stellen wurden stillschweigend nach den Vortragsmanuskripten wieder eingefügt.

Die Anordnung der Aufsätze folgt der Chronologie ihrer Entstehung, zeichnet also auch die Entwicklung der Gedanken ihres Verfassers nach mit zwei kleinen Einschränkungen: Die Gedanken »Über Lichtenbergs Sudelbuchnotiz E 311« (eigentlich der zuletzt veröffentlichte Beitrag) vertreten gewissermaßen ein Motto am Anfang. Der Artikel »Wertung« aus dem Reallexikon (als 7. Beitrag des Verfassers zum Thema grad zur Halbzeit entstanden) steht jetzt am Schluss – als »Enzyklopädisches Stichwort«. Man kann aber auch jede Abhandlung für sich studieren. Vom Allgemeineren zum Besonderen dabei notwendig literatursystematisch und abstrakter lesen sich 2. 3. 5. 7. 11. 12. Die spezielleren kommen eher literaturhistorisch und damit konkreter und fassbarer daher (1. 4. 6. 8. 9. 10), doch sollte man sie dann ein zweites Mal lesen, wenn man sich nicht zuvor mit der Theorie vertrauter gemacht haben sollte.

Viel lieber als vorliegender Sammlung hätte ich meinen kleinen Redaktionsdienst dem geplanten, dem richtigen Buch

erwiesen, »es wär zu schön gewesen«. Aus dessen bruchstückhaften Vorarbeiten, die ich Jürgen Stenzel jetzt entreißen konnte, will ich wenigstens den schon erwähnten Entwurf zur *Einleitung des Verfassers* mit der Übersicht über das Gesamtprogramm mitteilen – womit der Verlust freilich nur noch deutlicher zutage tritt:

Einleitung des Verfassers

»Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre«, sagt der 90. Psalm. Wir können deshalb auch nicht alles lesen und müssen entscheiden, wofür wir Lese- und Lebenszeit verwenden wollen. Häufig haben wir zwar keine Wahl und müssen zur Kenntnis nehmen, was Beruf oder Umstände verlangen, und oft genug beeinflußt der bloße Zufall unseren Lesestoff; aber häufig wählen wir unsere Lektüre doch aus. Was aber leitet unsere Wahl?

Die Menschen wissen nicht, warum sie einem Kunstwerke Ruhm bereiten. Weit entfernt von Kennerschaft, glauben sie hundert Vorzüge daran zu entdecken, um so viel Teilnahme zu rechtfertigen; aber der eigentliche Grund ihres Beifalls ist ein Unwägbares, ist Sympathie.

– so schreibt Thomas Mann im zweiten Kapitel seiner Novelle *Der Tod in Venedig*.¹¹ Sympathie und andernfalls Antipathie leiten uns demzufolge – beide gleichsam grundlos oder doch begründungslos. Dem ist in vielen, vielleicht den meisten Fällen kaum zu widersprechen; häufig beruhen unsere Einstellungen tatsächlich auf einer Zu- oder Abneigung, die an Gründe überhaupt nicht denkt. Wir folgen dann unserem Gefühl oder der Meinung anderer und beruhigen uns notfalls mit der Redewendung, daß man über Geschmack ja ohnehin nicht streiten könne, »de gustibus non est disputandum«.

Was aber, wenn wir wünschen, daß jemand unsere Sympathie oder Antipathie teilen möge? Was, wenn unserem Gegenüber der bloße Ausdruck unserer Empfindung nicht genügt, um sie zu übernehmen, wenn es ihr gar mit Vorbehalten begegnet? Ob etwa ein Roman lesenswert sei oder sterbenslangweilig, ein Gedicht gelungen oder mißraten, ein Theaterstück sehenswert oder miserabel, darüber wird häufig genug gestritten. In solchen Auseinandersetzungen wünscht man sich Argumente, deren Überzeugungskraft so durchschlagend ist, dass der Diskussionspartner sich ihnen gar nicht entziehen kann.

Die Aussagen, deren wir uns dabei bedienen, haben die Form von Urteilen. Und damit sind wir bei unserem Thema: der ›literarischen Wertung‹, also der Beurteilung literarischer Gegenstände als ›gut‹ oder ›schlecht‹. Woran sich unser Urteil bei dieser Wertung orientieren soll und, mehr noch, was wir mit solcher Wertung genaugenommen tun – derartige Fragen führen schnell in ein Rattennest ungeklärter Probleme.

Dies Buch wendet sich an diejenigen, die wissen wollen, was es mit den Argumenten literarischer Wertung auf sich hat und wie vernünftig die Vernunft bei der Beurteilung von Literatur überhaupt sein kann. Ich muß gestehen, daß ich früher vom Wert einschlägiger Argumente eine höhere Meinung hatte, als ich sie nach mancherlei Gedankengängen heute noch vertreten kann; aber ich schätze sie andererseits immer noch höher ein, als manche Skeptiker und Relativisten für erlaubt halten. Um jedoch auf diesem Felde über bloße Meinungen hinauszukommen, müssen die anfallenden Probleme erst einmal voneinander gesondert und sodann eins nach dem andern erörtert werden. Ziel kann dabei nicht die Verkündung wetterfester Maßstäbe sein, sondern allenfalls deren Diskussion. Deshalb heißt dieses Buch auch eine »*Vorschule*« der literarischen Wertung. Die darin liegende Anspielung auf Jean Pauls *Vorschule der Ästhetik* (1805) läßt sich zwar nicht leugnen,

möchte jedoch durchaus keinen Vergleich provozieren. Der Begriff ›Vorschule‹ soll vielmehr an das »trivium«, den ›Dreiweg‹ von (meistens) Grammatik, Rhetorik und Dialektik in mittelalterlichen Hochschulen erinnern, der zusammen mit dem »Quadrivium« (›Vierweg‹) den anspruchsvolleren Fächern voranging. So wird also hier keine ›Schule der literarischen Wertung‹ vorgelegt, sondern der Versuch unternommen, einige Grundelemente zu klären, denen in dem überaus komplexen Zusammenhang literarischer Wertung eine Rolle zu spielen bestimmt ist.

Diese Klärung soll in drei Kapiteln geschehen: Das *erste* widmet sich der Analyse des Aussagetypus, den wir ›literarisches Werturteil‹ nennen, also von Sätzen wie ›Brecht ist ein toller Autor‹ oder ›Stifters *Nachsommer* ist ein langweiliger Roman‹, oder ›Ich habe selten ein schlechteres Gedicht gelesen‹. Solche Sätze sind zwar unkompliziert, und jeder versteht sie irgendwie. Man macht sich jedoch meistens nicht klar, daß in ihnen eine Mehrzahl von Aussagen enthalten ist und um welche es sich im einzelnen handelt. Erst wenn man das weiß, läßt sich abschätzen, welchen Anspruch die in ihnen aufgestellten Behauptungen erheben dürfen. Schon die Form unserer wertenden Aussagen signalisiert ja unterschiedliche Verbindlichkeitsansprüche. Ein Satz wie ›Mir hat das Buch eigentlich gefallen‹ klingt weniger entschieden als ›Dies ist eine ganz und gar überflüssige Erzählung‹. Der zweite Satz enthält zweifellos eine Behauptung; gilt das aber auch für den ersten?

Die Analyse hat ferner die nur scheinbar selbstverständliche Frage zu klären, woran wir erkennen, daß wir es bei bestimmten Aussagen mit Werturteilen zu tun haben und was denn überhaupt das Objekt unserer Werturteile ist. Es wird sich zeigen, daß dem Wort ›gut‹ in diesem Zusammenhang eine besondere Rolle zukommt. Was aber bedeutet dieses Wort eigentlich, das wir doch alle auf Anhieb zu verstehen

scheinen? Und wenn darin verschiedene Aussagen verfilzt sind, steht zu vermuten, daß auch die begründenden Argumente, die zu den unterschiedlichen Aussagen passen, nicht alle von derselben Art sein können. Leider wird sich erweisen, daß es für weite Bereiche mit den Argumenten gar nicht gut aussieht; aber das gilt andererseits eben nicht für alle Bereiche. Wo jedoch Argumente im engeren Sinne nicht verfügbar sind – was kann dann vernünftigerweise an ihre Stelle treten?

Werturteile werden, wie zu zeigen sein wird, immer in der jeweils aktuellen Gegenwart gefällt, und sie machen Aussagen für die Gegenwart und die ihr folgende Zukunft; aber sie nähren sich doch in beträchtlichem Maße von der Vergangenheit, die uns geprägt hat. Deshalb wird sich das *zweite Kapitel* der Geschichte zuwenden müssen, genauer gesagt, der (literarischen) Wertungsgeschichte, die weit mehr ist als eine ›Geschichte der Literaturkritik‹, nämlich eine Geschichte werten-der Handlungen. Wertende Handlungen bestimmen sowohl die Herstellung literarischer Gegenstände als auch deren Verbreitung und Rezeption. Da wird denn auch deren Zusammenhang mit der Gesamtgeschichte zu klären sein. Es gilt plausibel zu machen, daß es sich in hohem Maße lohnt, Literaturgeschichte als Wertungsgeschichte aufzufassen.

Das *dritte Kapitel* erörtert schließlich eine Reihe von Wertmaßstäben, von denen vielfach behauptet wird, sie seien über alle Relativitäten der Geschichte hinaus gültig. Ihre kritische Betrachtung soll herausfinden, für welche Maßstäbe das zutreffen könnte und worauf ihre Gültigkeit gegebenenfalls beruht. Man hat beispielsweise behauptet, Werke, die den ›test of time‹ bestanden, also über lange Zeiträume hin als ›gut‹ gegolten haben, müßten doch endgültig als ›gut‹ gelten dürfen. Und wie sieht es mit den ›Klassikern‹ aus, sind sie nicht unter allen Umständen ›gut‹? Der Wunsch nach ›absolut‹ gültigen Wertmaßstäben scheint ja einem weitverbreiteten Re-

lativitätsbewußtsein zum Trotz immer noch sehr lebendig zu sein. In welchem Maße bedürfen wir aber einer zeit- und fraglosen Gültigkeit, damit von literarischer Wertung überhaupt in sinnvoller Weise die Rede sein kann?

Keine Theorie wird vermutlich jemals imstande sein, den Gesamtkomplex ›Literarische Wertung‹ vollständig zu erfassen; noch weniger, ein System von Wertmaßstäben zu entwickeln, das über alle Relativität erhaben ist. Es wird dabei bleiben, daß die ›Schule der literarischen Wertung‹ das literarische Leben selbst ist: das Lesen, Hören, Empfinden und Reflektieren, die Urteile und der Streit, der Konsens wie der andauernde Dissens. Diese ›Vorschule‹ möchte aber dazu beitragen, daß man bei alldem einen klaren Kopf behält; und es wäre schon ein Verdienst, wenn sie verdeutlichen könnte, warum sie sich nicht anheischig macht, aller Geschichte ein Ende zu bereiten, indem sie den Wert literarischer Gegenstände ein- für allemal festzusetzen versucht.

Soweit Jürgen Stenzels geplante Einleitung. Man wird mir nach solchen vielversprechenden Zeilen zugeben: Es ist ein Jammer, dass dieses Buch, das so tiefsinnig und gleichzeitig heiter und unbeschwert eingeleitet werden sollte, zu den ungeschriebenen gehören wird – »es hat nicht sollen sein«. In unserer schnelllebigen Zeit gelten literaturwissenschaftliche Abhandlungen, wenn sie älter sind als nur ein Jahrzehnt, seltsamerweise bereits oft allein durch die verflossene Zeit als unbrauchbar, und tatsächlich wird vieles für den Tag geschrieben und bräuchte eingedruckte Verfallsdaten wie ablaufender Quark. In unserem Fall jedoch haben wir Untersuchungen auf dem für alle gedeckten Schreibtisch, die einen viel eher an alten Rotwein erinnern, der mit den Jahren besser geworden ist. Damit nun solche Reife nicht verlorengehe, gelang es mir, dem Verfasser die Erlaubnis zur Sammlung und

neben der vorstehenden Einleitung auch ein paar noch ungedruckte Vorträge und Vortragsteile abzunötigen und den Verleger vom Sinn des Unternehmens zu überzeugen, damit wenigstens die beeindruckenden Spolien jenes unvollendeten Projekts noch einmal bereitgestellt werden konnten. Es bleibt dabei natürlich nicht aus, dass manche kleine Wiederholung stehengeblieben ist, stehenbleiben musste. Denn jede einzelne Abhandlung richtete sich an ein jeweils neues Publikum, das dann auch eigens instruiert zu werden hatte. Man fasse das aber jetzt zwischen den neuen Buchdeckeln getrost als *didaktisch* auf, denn die Wiederholung ist nun einmal eine der wichtigsten Säulen des Lehrens und Lernens. Ich nehme schon deswegen keinen Anstand, den Vortragston – denn fast alle Abhandlungen waren ursprünglich Vorträge – genau zu wahren, habe lediglich (wie schon angedeutet) hier und da noch in den Anmerkungen die Nachweise ergänzt, die den ersten Zuhörern in den vergangenen vier Jahrzehnten gegenüber vermutlich oft überflüssig waren – die es aber inzwischen nicht mehr sind. Und zum wiederholenden Gebrauch und zu desultorischer Lektüre werden Literaturverzeichnisse und Register das Buch dann geeigneter machen. Doch auch die historische Patina der alten Orthographie mochte ich nicht pseudo-modern verwischen: Hier hat jemand vor einem halben Jahrhundert damit begonnen, über Probleme nachzudenken, und seine Lösungsvorschläge sind (sieht man von Kap. 12 ab) noch längst nicht in der akademischen Literaturwissenschaft und schon gar nicht in der Mitte unserer an Literatur und Kunst interessierten Gemeinschaft von Lesern angekommen. Sie werden, hoffe ich, auch in ihrem älteren Kleid, ja sogar der »scheußlichen Chaussure« des Dr. Krokowski (siehe den Beginn von Kap. 4, S. 61), noch immer und wiederum die verdiente Beachtung finden, die bislang der kleinen Zahl der Vortragsbesucher und der nicht viel größeren ihrer rein wissenschaftlich interessierten Leser von Spezialzeitschriften vor-

behalten war. Gedacht und passend ist diese Sammlung nämlich unstreitig für ein durchaus größeres, für das an Wertungsfragen interessierte Publikum; und für eine Nachwelt, der weniger an wissenschaftlichem Jargon und dem Breittreten von Scheinproblemen liegt als vielmehr an einleuchtenden Lösungen und klarem Ausdruck – zum Nutzen und Vergnügen. Es ist der Schlüssel zum Haus des Streitens¹² über Fragen, die buchstäblich *jeden* Leser von Literatur betreffen.

Denn auf mein Wort: *Keiner* der einschlägig tätigen Gelehrten hat bislang diesen doch offenbar nicht einfachen Gegenstand so heiter und verständlich und doch so klar und zugleich wissenschaftlich dargeboten wie unser Lehrer Jürgen Stenzel. Und daher lege ich (stellvertretend für seine Schüler, Weggefährten und Freunde) ihm dankbar statt seines geplanten Buchs dieses Büchlein zu seinem 85. Geburtstag am 14. April in die Hände.¹³

Ulrich Joost

KAPITEL I

Über Lichtenbergs Sudelbuchnotiz E 311

Anstelle eines Mottos

Schreibt man denn Bücher bloß zum Lesen? oder nicht auch zum Unterlegen in die Haushaltung? Gegen eins, das durchgelesen wird, werden Tausende durchgeblättert, andere Tausend liegen stille, andere werden auf Mauslöcher gepreßt, nach Ratzen geworfen, auf andern wird gestanden, gesessen, getrommelt, Pfefferkuchen gebacken, mit andern werden Pfeifen angesteckt, hinter dem Fenster damit gestanden.

[E 311]

Die Anfangsfragen dieser Notiz von Georg Christoph Lichtenberg wiederholen den Schluß von E 235 in demselben Sudelbuch, der dann weiter durchgespielt wird. Zunächst, vom Gesamteindruck der »Haushaltung« verführt, mit dem Gedanken an die überwältigende Zahl der nur flüchtig oder gar nicht gelesenen Bücher. Ähnlich dann das Ende des Eintrags: Der »hinter dem Fenster«-Stehende frönt, so ist aus B 81 zu schließen, dem Luxus seiner ab- und ausschweifenden Phantasie, statt brav zu lesen. Mit den »Mauslöchern« aber nimmt der Einfall, zur »Haushaltung« zurückkehrend, Fahrt auf und sammelt in lustvoller Drastik Zweckentfremdungen, die sich wie das »Unterlegen« allein die physischen Eigenschaften von Büchern zunutze machen, denn nur sie garantieren diesem Liebhaber der Alternativen den vollkommenen Gegensatz zum »Lesen«. Und wenn die Bücher dabei bis hin zu ihrer Vernichtung in Mitleidenschaft gezogen werden, so belegt das nur zusätzlich ihre rein materielle Existenz (der Verkauf von Büchern etwa, den man ja ebenfalls als ihren